

INHALT.

Zur Neugestaltung des Bildungswesens. Von Br. E. Sommer Or. Baidur-Magdeburg	265
Die Wichtigkeit der klaren Auffassung des Begriffes „Gemitte“ beim Br. Emr. Von Br. Sorge, Or. Sorge	276
Rosenrauber. Eine Panderlei zum Rosenfest.	279
Spinoza. Von Br. Kriedberg, Or. Hannover	284

Saite



Der Grundgedanke der Freimaurerei

wenn, die Menschheit aus dem engen Fesseln der Konfessionen und der dogmatischen Weltanschauungen herauszuheben und sie auf den Boden des reinen Menschentums zu stellen. Der Freimaurerbund Zur Aufgehenden Sonne (F. Z. A. S.) e. V. in Nürnberg hat diesen Grundgedanken in ursprünglicher Reinheit und zeitgemäßer Form wieder belebt, um alle geistig hochstehenden, frei und ideal gesinnten Männer, welche der Freimaurerei in den letzten Jahrzehnten lebend oder interesselos gegenüberstanden, wieder zu sammeln und zu einem nächsten Bund der freigeistigen Elite unserer Zeit unter Ausschluss rein politischer Bestrebungen zu vereinigen.

Dadurch soll der F. Z. A. S. auch zu einer Schule werden. Wie alle die vielen nach geistiger Klarheit ringenden Eihker und Gottsucher der ganzen Welt. Ihn dieses Ziel angebahnt erreichen zu können, hat sich der Bund als selbständige und unabhängige Gesellschaft konstituiert und ist dem Deutschen Großlogenbund nicht unterstellt und nicht angegliedert.

Jede gewöhnliche Aushunft erteilt die Schriftleitung der „Sonnenstrahlen“.

Sonnenstrahlen

Zeitschrift des „F. Z. A. S.“

10. Jahrgang. O Nürnberg, 1. Juni 1917. O Nummer 12.

Zur Neugestaltung des Bildungswesens.

Von Br. Sommer, Or. Baidur-Magdeburg.

(Schluß.)

Die als Erstziel genannte Mehrung und Sicherung einer möglichst geschlossenen völkischen Einheit bedingt ohne weiteres eine grundsätzliche Neuordnung des gesamten Bildungswesens; denn nicht Vielspätigkeit, sondern lebensvolle Vereinhaltung schafft Kraft und Größe. Die ungesunde und unnatürliche, weil zunehmet von völlig hebensdichteten und Inbezug auf den völkischen Einheitsgedanken untergeordneten Gealdiepuhnten abhängig gemachte Rütierung unseres Schul- und Bildungswesens, welche sich in manden ihrer Besdchnungen geradezu zu einem Unflug herausgebildet hat, der den wichtigsten vaterländischen Anforderungen Hohn spricht, hat vielfach eine starke, oft in Rücksicht auf das Ganze bedenkliche Vergendung, Vernachlässigung oder Verhinderung wertvoller Kräfte zur Folge, die mit dem kräftvollen, einheitsdienlichen Volksgeiste, den der Weltkrieg zu unserem Heile heraufbeschworen, fündertun nicht mehr in Einklang gebracht werden kann. Dieser Geibel, darüber dhören wir uns keiner Täuschung hingeben, ist das Erzeugnis oder, wenn man es so will, die Offenbarung einer starken inneren Freiheit, die wieder aus einem mächtig wallenden, kerngesunden völkischen Einheits- und Zusammengehörigkeitsbewußtsein entspringt und die auch nur so lange sich in unserem Volke tätig und bestimmend erweisen wird, so lange hier keine adroffen Trennungsschranken künstlich gezogen und aufrecht erhalten werden. Dem freien Wettbewerb der geistigen Kräfte und der Tüchtigkeit muß ungehindert Spielraum gelassen werden; nur so wird in Wahrheit „jedem das Seine“ und „freie Bahn dem Tüchtigen“, Klassen- oder Standesvorteile sowie kontessionelle Rücksichten dhören deshalb in der Folgezeit niemals Giltigkeit, Weesen und Gang des Bildungswesens einengen und verengselitigen. Hier gibt es nur ein Ziel: die deutsche Eihheit, und nur einen Weg: den

deutschen Gedanken im weitesten und tiefsten Sinne, in der dadurch bedingten Fruchtlinie liegt nur eine entsprechende Veranstaltung, das ist die von der überwiegenden Mehrheit der deutschen Lehrerschaft schon so lange und so oft nachdrücklich geforderte deutsche Einheitschule. Sie allein ermöglicht eine lebensvoll aufgebaute und geschlossene Volksbildung, ausgehend von der breiten Grundlage der für alle verbindlichen allgemeinen Volksschule und sich nach oben hin immer mehr verjüngend bis zu den hochgelegenen Turnwarten der Hochschulen. Dann erst wird die Bildung in Wahrheit Sache, Herzensangelegenheit und die ihr eigentümlichen Fragen werden Lebensfragen des gesamten Volkes sein und bleiben, dann erst werden Kunst und Wissenschaft viel mehr denn bisher Eigentum und Schutzhüter des Volkes sein.

Die deutsche Einheitschule bedeutet durchaus nicht, wie Angestellte oder übelwollende Gemüter es behaupten, die gesellschaftliche Festlegung starrer und wenig entwicklungsfähiger Eintönigkeit; im Gegenteil läßt sie innerhalb des von ihr gesteckten Rahmens eine gesunde Abstufung und Mannigfaltigkeit zu. Keine Schulgattung ist noch selbst Zweck und hat ihr Sonderziel; alle Veranstaltungen erstrecken nur das Eine: die Sicherung, Festlegung und Förderung des deutschen Einheitsgedankens in jedem einzelnen Volksgenossen nach Maßgabe seiner Befähigung und Eigenart. Dadurch ergibt sich ohne weiteres eine naturgemäße Abstufung und Gliederung in verschiedenartige Schulgattungen, gleichzeitig aber deren enge Beziehung und lebensvolle Anreicherung und Einordnung. Da stützt sich auf die Grundschule (6. bis 12. Lebensjahr) die Mittelschule (13. bis 15. Lebensjahr), auf diese wieder die Oberschule (16. bis 18. Lebensjahr) und dann darauf, das Ganze krönend, die Hochschule; da finden ihren Platz im Ganzen die Werkstätte und die Fortbildungsschule, da gibt es keine willkürliche Zersplitterung des Grundunterrichts, wie er bisher bei den verschiedenartig eingerichteten Unterstufen der einzelnen Schulgattungen üblich war, da gibt es keinen hemmenden Ballast von ungeeigneten, weil für die gestellten Lehrziele unbegabten Schülern, das schwinden Zwerg- und Vorschulen, da kann in Wahrheit eine harmonische Durchbildung der Kräfte gefordert und die Eigenart des Einzelnen berücksichtigt und einer bloßen Überschätzung und Überwertung des Intellekts vorgebeugt werden. Die deutsche Einheitschule erstrebt nicht, wie ihre Gegner es wissen wollen, Gleichmacherei und Verödung, sondern bedingt natürliebe und eingehende Pflege des individuellen und Persönlichen und dadurch größere Belebung, tiefere Vergeltung und vollere Begeisterung; sie schafft nicht, wie Schwarzseher vorgeben, ein Bildungsproletariat, sondern im Gegenteil hebt sie mehrfach den

gesamten Bildungsstand des Volkes, klärt und sichert rechtzeitig nach der Begabung und eröffnet der Auslese der wahrhaft Tüchtigen das ihnen zukommende höhere Arbeitsfeld. Jeder wird dadurch möglichst an den ihm, seiner Kraft, Befähigung und Neigung entsprechenden Posten gestellt. Trotzdem bleibt bei alledem das Erziehungsrecht der Eltern unangefastet.

Die eben dargelegte segensreiche Einwirkung der deutschen Einheitschule schließt auch die Möglichkeit einer erschöpfenderen und besseren Auslösung und Auswertung der Kräfte des Einzelnen im Dienste der Gesamtheit in sich. Diese Befreiung von hemmenden, unnatürlichen Schranken und Hindernissen bedingt ohne weiteres eine Mehrung und Kräftigung der sittlichen Freiheit, dieser vornehmsten Grundlage für eine geliegene Charakterentwicklung, und dadurch eine Erhöhung und Verherrlichung des Pflichtbewußtseins der Allgemehrheit, dem Volke gegenüber; denn je tiefer, freier und gründlicher die Einsicht, je geklärtter dadurch die Vernunft, desto stärker, reiner und edler der Wille, desto gemeinnütziger, von sozialer Verantwortung getragen, das Wirken und Streben. Die abschreckenden gespenstischen Bilder, welche grundsätzliche Gegner der Einheitschule, die sich von den ausgefahrenen Geleisen längst unzeitgemäß gewordenler Überlieferung nicht trennen wollen oder können, Einwände wie die sittliche Gefährdung der Kinder benetzelter Stände, die Erziehung zur Unzufriedenheit und Begehrlichkeit, die Begünstigung unumschränkter staatsgefährlicher Neigungen und Bestrebungen sowie das angebliche Einlenken auf das Endziel des sozialdemokratischen Zukunftstaates der Öffentlichkeit vormalen, sind deshalb in das Reich der Einbildung zurückzuweisen. Die deutsche Einheitschule ist lediglich dem Bestreben entsprungen, das sei ausdrücklich betont, die Kultur und die sie tragenden und fördernden Kräfte in jedem Gliede wie in der Gesamtheit des Volkes zu möglichster Höhe und Vollentwicklung zu führen. Die bisherige Anordnung des Bildungswesens beruht im wesentlichen noch auf Erwägungen der Herkunft. Es ist aber ohne weiteres klar, daß Kulturwerte in jedem Falle über bloße Überlieferungswerte zu stellen sind. Die Durchführbarkeit der deutschen Einheitschule ist nicht nur von Schulmännern, sondern auch von umsichtigen Männern des öffentlichen Lebens unabweisbar erwiesen.

Diese deutsche Einheitschule wird jedoch nicht, wie Zweifler und Gegner meinen, ein bloßer schöner Traum bleiben, sondern segensvolle Tatsache, Grundlage und Quell einer reichen kraftvollen Zukunft unseres Volkes werden, wenn das deutsche Volksbewußtsein mehr denn bisher in unserer Bildung den deutlich wahrnehmbaren

baren schwingenden Grundton bildet. Es sei damit keineswegs einer krankhaften, einseitigen und darum gegen andere ungerechten, weil befangenen und vorurteilsvollen Überspannung des völkischen Selbstgefühls das Wort geredet. Der Deutsche soll und darf in keinem Augenblicke vergessen, was er an Rücksicht und gerechter Beurteilung anderen gegenüber schuldet, das gebietet ihm schon die ihm übermittelte größere innere Freiheit; er soll aber andererseits jederzeit des eingedenk sein und bleiben, was er sich und seinem Volke schuldet. Bislang wurde vielfach und nicht ohne guten Grund darüber geklagt, daß dem Deutschen häufig noch ein gesunder politischer Sinn, wie er anderen bedeutenderen Völkern eigen, abgehe und daß dieser Mangel in seiner äußern und inneren Politik sowie in der Auffassung und Beurteilung wichtiger politischer Gedanken und Strömungen sowie in seinem politischen Leben überhaupt zum Ausdruck käme. Dieser Mangel hat unserem Anssehen nicht selten starken Fibbruch getan und einer ungerechtfertigten Geringschätzung der Deutschen Vorschub geleistet. Eine Folge dieses Uebelstandes war zu einem erheblichen Teil leider oft genug das fahnenfluchtartige Ausgeben des eigenen Volkstums von Auslandsdeutschen und das beschleunigte völlige Hinsinken in ein fremdes Volk, in dessen Sprache, Art und Wesen. Hier liegt eine schlimme Kraterkammerung und Vergendung vor, welche sich weder mit den berechtigten Interessen unseres Volkes noch mit denen des Deutschlands überhaupt verträgt. Soweit die Volksbildung dem steuern helfen kann, soll deren innere Gestaltung diesem Ziele unterstellt werden. Gar zu lange hat unser Volk auf dem Gebiete des Schulwesens an Herkommen und Überlieferung starr festgehalten, die Forderungen des Zeitgemäßen vernachlässigend oder zurückweisend. Den besten Beweis hierfür erbringt unser höheres Schulwesen, das mit dem Unterricht in den klassischen Sprachen in einem Alter einsetzt, wo von einem einigmaßen Vertrautsein mit der Muttersprache und deren Geläute sowie mit der Geschichte und dem Wesen des eigenen Volkes noch keine Rede sein kann, und das auch in der Folgezeit dem deutschen Gedanken und der deutschen Art und Sprache noch viel zu wenig Zeit und Beachtung einräumt. Ich verkenne durchaus nicht den segensreichen Einfluß, den das Studium der Hellen, der Griechen und Römer, auf unsere Bildung ausgeübt hat. Wir wurden, das sei im Jubeljahre der Reformation besonders dankbar anerkannt, die eigentlichen Erben und Ausbauer des Humanismus und seiner weithin wallenden und bewegenden Gedanken und haben dadurch viele reiche Werte und Anregungen sowie eine mannigfache Neubelebung und Erwedung schlummernder Kräfte gewonnen. Aber seit dieser Zeit

sind wir immer fester auf eigenen Boden gestellt. Das zeigt die gewaltige Hochentwicklung Deutschlands auf den Gebieten der Geisteswissenschaften, der Naturerkenntnis und -forschung, der Technik und der Kunst. Wir sind seit langem darin mündig, ja in vielen Fällen bahnbrechend und führend geworden. Es ist ein Frevel an eigenen Selbst und dessen Können, wenn wir fernerhin noch, gefesselt durch eine längst unzeitgemäß gewordene Überlieferung an dieser überstarken Anlehnung an fremde Werte und Erscheinungen bei der Bildung der Deutschen festhalten. Das ist krankhafter Starrsinn. Goethe sagt einmal in seinen Maximen und Reflexionen: „Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.“ Unsere Literatur, unsere Geschichte bietet Vollerwertiges in überreicher Fülle; warum in die Ferne schweifen? „Sieh, das Gute liegt so nah.“ (Goethe). Der notwendige Zusammenschluß der deutschen Kraft kann solche krankhafte Schwärmerei, solche Überschwängung des Mites, Fremdartigen gegenüber den eigenen mindestens gleichartigen Schätzen und Erzeugnissen nicht mehr vertragen. Hier muß durchgreifender Wandel Platz greifen. Ein gutes Mittel hierfür bietet die deutsche Einheitschule, welche dem allzufrühen Auftreten der alten Sprachen sowie der Überwertung des Geistes und der Geschichte des Altertums auf Kosten deutscher Sprache, deutschen Geistes, Wesens und Lebens durch ihre Anordnung in zweckmäßiger Weise vorbeugt. Aber auch die Volksschule muß noch mehr dem bisher dem deutschen Gedanken in ihrem Plane Raum geben; hier kann noch, getreu dem Satze: „Mehr Kraft, weniger Stoff!“ viel Nebensächliches, für die Heranbildung eines deutschen Charakters Unwesentliches oder gar Fernliegendes bequem ausgeschaltet werden. Gerade die durch die deutsche Einheitschule bedingte engere und innigere lebensvolle Beziehung und Verknüpfung der einzelnen Schulgattungen wird die nunmehr erforderlich werdende Neubildung und Umgestaltung erheblich erleichtern und fördern und dadurch einer kraftvolleren Durchprägung des deutschen Gedankens in der Volksbildung die Bahn freimachen. So wird sich diese selbst allmählich nach ihren Quellen, Grundlagen und Trägern zu einer deutschen gestalten.

Mehr denn je zuvor hat uns der Weltkrieg und vor allem die Fluchtungsungs politik der Gegner zu einem ausschließlichen Angewissensein auf die eigene Kraft und das eigene Können gehängt; so ist er uns in mehr denn einer Hinsicht ein Erzieher, Wegweiser und Offenbarer geworden. In schier überraschender Menge und Vortrefflichkeit zeitig fast jeder Tag ertrollliche Neuerscheinungen, welche sich ebenbürtig den Erfolgen unserer Waffen an die Seite stellen durften und deren nachhaltige Wirkung nicht

unwesentlich erbitten. Bisweilen gewann es den Anschein, als ob erst jetzt die Siegfriedskraft des deutschen Volkes vollends erwacht sei. Eine im allgemeinen geschichte und zweckmäßige Gliederung, Einordnung und Fassung der Einzelnen ins Ganze trug erheblich zur Verstärkung unserer Widerstands- und Betätigungsfähigkeit bei. Diese durch die Not des Flugbilds geborene zeitgemäße Sichtung, Sammlung und Belebung unserer Kultur- und Wirtschaftskräfte wurde uns in der unheilvollsten Stunde unseres Werdens zum höchsten Glück und Segen. Die vernünftige Zusammenfassung und Verwendung der Volksenergie soll aber nicht ein bloßer Nebeneffekt bleiben; wir dürfen diesen Quell unserer Kraft in der Zukunft nicht vernachlässigen oder gar versiegen lassen. Unser weiteres Leben nach dem Kriege hat sich vielmehr diesem Neugebete anzupassen, so die Leistungsfähigkeit und schöpferische Fähigkeit des Volkes vorwärts während und bereichernd, und unsere Volksbildung hat dem in geeigneter Weise und im Rahmen ihrer Arbeitsgebiete vollauf Rechnung zu tragen. Auch hier gilt Goethes Mahnwort:

„Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von hinnen;
Doch Ordnung lebt auch Zeit gewinnen.“

Diese Neuordnung bedingt eine Sichtung und Gliederung in zweifacher Hinsicht: die im Volke vorhandenen und ihm eigenen Kultur- und Wirtschaftskräfte sollen zeitgemäß und harmonisch geordnet werden. Gerade der Weltkrieg hat uns hierfür die Augen besonders geöffnet und die Blicke geschärft. Welchen ungemehnen Vorsprung und Gewinn den Gegnern gegenüber brachte uns die bessere Kenntnis in den Naturwissenschaften und die davon abhängige größere technische Leistungsfähigkeit! Man denke nur an unsere Luftschiffe und Flugverleazeuge, an die Tauchboote, an die überrauschende Lösung des so wichtigen Stickstoffproblems. Zwar beherrscht noch immer Mars die Stunde. Die heuer überaus reichquellenden Ergebnisse deutscher Forscher- und Findergeistes müssen deshalb zumeist dem Gebote und den Anforderungen des Krieges dienstbar gemacht werden. Es steht jedoch außer allem Zweifel, daß nach dem Ende dieses Männer mordenden und Völker vernichtenden, furchterlichen Ringens dann diese in solcher ungaranten Fälle ausgeübten Kräfte, Neubauren und Neugebilde wertvolle, ja staunenswerte Umgestaltungen für die mannigfache friedliche Betätigung unseres Volkes mit sich führen werden, damit ein neues arbeitstüchtigeres, aber auch ehren- und erfolgreicheres Zeitalter einleitend. Mehr und kräftiger denn je wird sich deutsches Können auf dem Weltmarkt fruchtbar und siegreich erweisen. Dieser Neu-

wandlung der Dinge und Verhältnisse muß die Schule, muß das Bildungswesen überhaupt rechtzeitig und gebührend Rechnung tragen und die Anforderungen dementsprechend regeln und umgestalten. Da aus naheliegenden Gründen an eine Vermehrung der bisherigen Stundenzahl nicht gedacht werden kann und darf, so wird eine strenge Sichtung in den einzelnen Unterrichtsfächern vorgenommen werden müssen. Die Stoffgebiete sind genau abzuwägen und nach ihrer Zeitgemäßheit zu bestimmen. Aller überschüssiger Stoffballast, der den Willen nur hemmt und nicht fördert, der die Kräfte unnütz aufbraucht und schwächt, statt sie zu heben und zu bereichern, muß restlos verschwinden. Überhaupt sind mehr denn bisher in der Schule die Gegenwartsanforderungen zu berücksichtigen; der Deutsche entbehrt gerade oft deshalb des großartigen umfassenden Wirklichkeitsinnes, weil er in unseliger Kleinmeyerlei gar zu weit ausschweifend geschichtlich vorgeht und sich vom Bleigewicht des Herkommens nicht rechtzeitig zu lösen versteht. Und doch

„Nur die Gegenwart, die reiche,
Ims die Mutterbrust gewährt,
Die Vergangenheit, die bleiche,
Sich von unserm Herzblut nährt.“

(Th. Neuhof)

Das richtige Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart bei der Bemessung der Bildungsstoffe ebnet allein die Erkenntniswege für die Zukunft. Das umfangreiche Bewerten dieser Wahrheit wird uns auch gerechter werden lassen gegen die Kultur der Jetztzeit und deren Ergebnisse; je lebender und wissender wir hier, desto geeigneter und tüchtiger sind wir auch für die reichere und sicherere Erschließung des Werdens.

Die künstlerische Seite der Bildung aber verlangt es, daß alle Maßnahmen zum Zwecke der Erziehung eines möglichst harmonischen Charakters und schließlich eines ebenso gearteten Volkes — und je harmonischer dieses in sich, desto einiger, heftiger, vollkommener und sittlich besserer ist es — auch harmonisch erwogen und vollzogen worden. Jede Einseitigkeit ist unnatürlich, weil sie Auswülfte und Überspannungen zeitigt, die schließlich das Ganze gefährden. Darum darf nie eine Überwertung und daraus sich ergebende Unterschätzung von Kräften und Stoffen stattfinden. Die Harmonie sagt sie alle von vornherein auf das richtige Maß und hält sie in natürlicher Abgrenzung, sie gibt jedem Lehrer- und Stoffplan Seele und Leben, jeder Stunde Erfolg und Weisheit, der gesamten Bildungsarbeit Kulturadel. Gerade in der weisen, eben-

mäßigen Anordnung, die dadurch im ganzen wie im einzelnen Werte und Wertvolles bei der Bildungsarbeit schafft, ruht das eigentliche Geheimnis der pädagogischen Kunst und liegt das hauptsächlich Bestimmende für die Tüchtigkeit und die Bedeutung ihrer Jünger. Sie gestattet, sozusagen ungezwungen den Unterricht zu einem wahrhaft lebensvollen und im besten Sinne planmäßigen, sie beibringt gebieterisch und mit natürlichem Takt eine sorgfältige und gediegene Auswahl, denn für ihre Arbeit ist ja immer das Beste nur gut genug. Diese harmonische Durchbildung war in unserem Volke grundsätzlich vielfach erkannt und anerkannt, zur Durchführung aber ist sie leider nicht gekommen. Erst der Weltkrieg hat uns ihre Notwendigkeit und ihren hohen Wert besonders vor die Augen gerückt. Diese Harmonie bedingt auch in der Bildungsarbeit das richtige Verhältnis zwischen Idealismus und Realismus; hier gilt es in jedem Falle, das Eine zu tun und das Andere nicht zu lassen. Wir wollen und dürfen hinter nicht so stark der Welt der Ideen leben, daß wir der Wirklichkeit mehr oder weniger enttrübt werden. Der unpraktische Traumhimmel muß völlig schwinden und einem gesunden ebenmäßigen Realidealismus Platz machen. Der Krieg hat uns die Notwendigkeit starker, lebensvoller Persönlichkeiten nahegeführt. Die Zukunft Deutschlands braucht vor allem solche festen und bestimmenden Männer, und Kräfte. Darum muß unsere Bildungsarbeit dies Ziel besonders nachdrücklich verfolgen und zu erringen streben. Es braucht nach dem bald am Anfang Gesagten nur angedeutet zu werden, daß bei dieser zeitgemäßen und harmonischen Neugestaltung des Bildungswesens auch die innigen Zusammenhänge wirtschaftlicher und kultureller Art zwischen Deutschland und seinem jeßigen Verbündeten sowie zwischen unserem Volke und dem erstrebten Kultur- und Friedensblut, „Mitteluropa“ überhaupt gebührende Rücksicht finden müssen. Hier soll und muß die Schule gleichfalls für das Leben des Volkes sowie für dessen wichtige Beziehungen aufklärend, anspornend und, soweit es in ihrem Vermögen steht, fördernd und ausbauend wirken. Bei alledem sind jedoch Kultur, Wirtschaft und Fortschritt aller anderen bedeutenderen Völker und Staaten stetig im Auge zu behalten; hier gilt wie auch anderswo Schillers Wort:

„Willst du dich selber erkennen,

So sieh, wie die andern es treiben.“

Im getreuen Spiegel der andern erkennen wir erst die wahre Bedeutung des eigenen Volkes, seiner Kräfte und Leistungen.

Für diese Rücksichten und Beziehungen beiseiten gebietet sich erhöhte Anspannung und größere Anforderungen. Dies macht uns

den rechtzeitigen Ausbau unserer bisherigen großartig und großartig angelegten sozialen Fürsorge und Liebestätigkeit erst recht zur Pflicht. Es wäre für uns ein unberechenbares nationales Unglück gewesen, wenn wir gerade in diesem Punkte in den Jahrzehnten vor dem Kriege versagt hätten oder vollständig geblieben wären. Darin liegt ja zu einem wesentlichen Teile unsere Kraft. Deutschland war hier, das zeigte allen aufs deutlichste das monumentale Werk der Reichsversicherung sowie eine umfassende private und öffentliche Tätigkeit auf dem Gebiete der gesundheitlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Fürsorge und den mannigfachen daraus entspringenden Vorbeugungsmaßnahmen, zumeist vorbildlich und bahnbrechend. Auch hier darf es kein Stöcken, keinen Stillstand geben, hier heißt's ebenfalls in vollem Sinne: Rast' ich, so rast' ich. Darum muß die Schule Raum haben für die Besprechung und Wertschätzung der bisher auf diesem vielfach verzweigten Gebiete bestehenden Veranstaltungen und des daraus entstehenden mannigfachen Volksgutens. Schon der Jugend soll ein nachhaltiger gesunder sozialer Eifer und Wille eingepflanzt werden, dem es heilige Gewissenspflicht wird, dereinst für den weiteren fruchtbaren Ausbau dieser gemeinnützigen Wehrfähigkeit rüstig Herz und Hand zu rühren, um soziale Wunden und Notstände sowie gesundheitliche und sittliche Schädigungen und Gefahren zu beseitigen. Da ist für heftige Vornarbeit vorzubereiten; denn auf manchem dieser Gebiete bestimmen Vornehm und Ebergläubigkeit das unzeitgemäß gewordene Laßsel des Herkommens. Die bösen, Verderben spendenden Geister der die Kräfte des Einzel- und Familienlebens unterwürflichen leeren Vergnügungen und Ausschweifungen sowie unnützen und unangebrachten Aufwands und damit verbundener Auslagen und Kraftvergeudung und Niederen und Gemeinem förrender Sinnlosigkeit sollen, soweit die Volksebildung mit ihren verschiedenen Veranstaltungen es nur vernagt, bekämpft und niedergeworfen werden, damit ein durch Ehrerbewußtsein, Arbeitslust und -treue, durch Einfachheit, Sparsamkeit und strenge gesunde Sittlichkeit gehandhabtes und innerlich und äußerlich gefestigtes Geschlecht heranwachsen, starke, zuverlässige Stützen des eigenen Volkes und der Menschheit. Nur in einem solchen Volke lassen sich bequemen und gründlich alle die für sein Dasein und Bestehen so wichtigen Aufgaben wie soziale Arbeit, Volkshygiene, Kranken-, Mutter- und Säuglingsfürsorge, Altersfürsorge, Seuchenbekämpfung, Arbeiter- und Wohnungsrecht, ferner Innarstellung und Volksbildungsbestrebungen auf dem Gebiete der Belehrung, der Kunst und zur Pflege von Geschmack und reiner Frohnatur u. a. m. bewältigen und lösen. Je gesünder und dadurch inner- und äußerlich feier

unser Volk, desto mehr begründete Fhwartschaft hat es auf Bedeutung und zukünftiges Leben. Darum sollten und müssen viel mehr denn bisher unsere heranwachsenden Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen für alle diese wichtigen Fragen mit einer lebendigen Teilnahme erfüllt werden, die späterhin, wo es nottut, auch aus freien Stücken mithilft. Sonderaufgabe aller Kreise, die am Bildungswesen innigen Anteil nehmen, wird es sein, für die hieher gehörigen Ideen und Veranstaltungen aufzukünd und wachend zu wirken, denn je verbreiteter und tiefer die hierfür benötigte Einsicht und Erkenntnis, desto flüssiger und mächtiger der das ganze große Liebeswerk tragende und fördernde gute Wille.

Zur harmonischen Durchbildung gehört jedoch nicht nur dessen geistige, sittliche, gemüthliche und gesellschaftliche Thätigung; Juvenals oft genanntes Wort: Mens sana in corpore sano darf auch bei der Frage der Neugestaltung des Bildungswesens nach dem Weltverhalte nicht unberücksichtigt bleiben. Hat doch letzterer deutlich genug gezeigt, daß und wie man frühzeitig und planmäßig an die Hebung und Förderung unserer Wehrthätigen gehen soll, und vielfach sind ja schon gute Einläufe und Vorstöße in dieser Richtung vor dem Kriegsausbruche gemacht worden. Der Krieg selbst hat die Sache noch mehr in Fuß gebracht, und der so wertvolle Gedanke der Jugendwehr marschirt immer deutlicher und bestimmter. Es wird sich in der Folge darum handeln, die Einzelziele für die Lebensalter, besonders bei der männlichen Jugend, noch schärfer zu bestimmen und abzugrenzen sowie überhaupt das der Schulzeit in Wirklichkeit Zukommende genau abzustechen. Vor allem ist blindes Nachahmen eigentümlich soldatischer Thätigkeiten oder verfrühtes rein militärisches Üben von vornherein zu verwerfen. Die Sache ist viel zu ernst, um von Anfang an als eine Art Spielerei gar zu leicht genommen zu werden. Das Volk in Waffen, dem seine ganze Natur und Lage sowie die damit zusammenhängenden Wirtschafts- und Lebensverhältnisse diesen Stempel aufgeprägt haben, muß stets von jedem seiner männlichen Teile verlangen, Soldat im besten und höchsten Sinne zu sein und nicht bloß Soldat zu spielen. Das sonderlich Soldatische und Militärische ist der bewährten Erziehung durch das Heer zu überlassen; die Volksbildung wird sich damit begnügen müssen, den Körper in rechter Weise zu stählen, geschmeidig, ausdauernd, widerstandsfähig, thätig und gewandt zu erhalten, die körperliche Geschicklichkeit auf alle nur erdenkliche Art zweckmäßig auszugestalten, insbesondere Auge und Ohr durch allerlei darauf zielende Übungen zu schärfen, Arme und Beine zu thätigen, Mut und Selbstvertrauen in gesunder Weise zu heben

und zu beieben und Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Willenskraft, durch strenge Selbstzucht gestählt, auszuüben und zu stärken, thätiger männlicher That bereit zu machen. Volkstümliche Spiele und Wanderungen, Wett-, Gewand-, Ausdauer- und Kraftübungen, Übungen im Gelände und im schnellen sicheren Zurechtfinden darin, dergleichen solche im schnellen und geschickten Nehmen von Hindernissen geben diesem Teile der Erziehung vielseitige und abwechselnde Gliederung.

So werden Körper und Seele in die rechte, kraftvoll sich gegenseitig anregende Wechselbeziehung gebracht. Wilhelm von Humboldts Wort: „Es ist ungläublich, wieviel Kraft die Seele dem Körper zu leihen vermag“ bleibt ebenso wahr, wenn man sagt: „Es ist ungläublich, wieviel Kraft und Leben ein wohlgeübter und durchbildeter Körper der Seele zu leihen vermag.“

Eine solche umfassende Hindergestaltung des Bildungswesens läßt auch die Lehrerbildung nicht unberührt. Im Jahre 1852 antwortete Karl Schmidt auf die Frage: Wer ist der Lehrer? mit dem Dreisaber: Der Wahrheit sucht, der Freiheit liebt, und der Liebe will. Damit sind die Allgemeinanforderungen für den Lehrerberuf auch noch für weiterhin gekennzeichnet. Der deutsche Lehrer muß vor allem eine genauere Kenntnis der hauptsächlichsten literarischen Erzeugnisse seines Volks, natürliches religiöses Empfinden und gründliche Wissenschaftlichkeit in der Menschenkunde und -bildung sowie ein gediegenes, sorgfältig und klar gesichertes Allgemeinwissen sein eigen nennen. Der Lehrer als Wahrheitsucher muß zu unsern Führern auf dem Felde der Natur- und Geisteswissenschaften schon während seiner Ausbildungszeit bewußt hingeführt werden, damit er zu ihnen in ein dauerndes, inniges und vertrautes Verhältnis trete, das ihn befähigt, alle wertvollen Bedingungen und Verhältnisse des Lebens von einer höheren literarischen Kultur in seinem Volke wie in der Menschheit überhaupt nachhaltiger, gründlicher, bewußter und bestimmender einzuwirken zu können. Hierbei darf die Auszubildung von Hunge und Hand nicht zurückstehen. Stets soll die Gediegenheit, nicht der Stoff an sich für die Lehrerbildungspläne maßgebend sein. So werden die Lehrer auch gleichzeitig zu immer größerer innerer Freiheit und leuchtender Liebe für die Jugend geführt, so werden sie, was sie für ihr Volk als Führer und Bildner sein sollen, starke Persönlichkeiten, Eigene, nicht Hörige mit stützendem Charakter. Schon bei der Auswahl soll man auf alle diese Eigenschaften das Augenmerk richten; denn ein ausgewählter Lehrerstand hebt Schule und Volk zugleich. Dessen Lehrstande muß auch der Weg zur Hochschule

offenstehen; diese selbst soll selbständige Lehrstühle für Pädagogik enthalten. Dann wird der Lehrerstand immer mehr zum Segen des Bildungswesens zu einer Einheit verschmelzen, und der so fruchtbare Gedanke der Einheitschule wird dann erst recht wirksam in die Erscheinung treten. Das oft genannte „Freie Bahn dem Thätigen“ soll innerhalb dieses Lehrstandes ungeschmälert in die Tat umgesetzt werden.

Dr Herder sagte in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“: „Unsere Zeit ist ein großer Wecker. Die große eiserner Wanduhr rasselte und rufft mit gewaltigen Schlägen.“ Dieses Wort gilt für uns Deutsche heute insbesondere. Nichts darf verabäunmt werden, um den neuen, unter den schweren Wehen dieses Krieges geborenen Forderungen und Bedingungen vollhaft gerecht zu werden. Vor allem darf unser Bildungswesen niemals verfallen, scharfzig oder stumpf werden; denn wahre, zeitgemäße und harmonische Bildung gibt erst dem Einzelnen wie dem gesamten Volke

„Licht, Liebe und Leben!“



Die Wichtigkeit der klaren Auffassung des Begriffes „Gemüt“ beim Dr Ferrit.

Von Dr Sorge, Or. Nürnberg.

Das Gemüt ist, vom psychologischen Standpunktes betrachtet, eines jener wunderbaren Dinge unseres ganzen geistigen Wesens, deren Sinn und Bedeutung viel tiefer greift, viel umfangreicher ist und viel höher steht, als der menschliche Verstand, als Wissenschaft und Kunst überhaupt bis jetzt im allgemeinen erkannt und dargestellt haben. Gewöhnlich denkt man sich unter Gemüt — und diese Auffassung ist die gebräuchlichste — Gefühl ganz allgemein und unter einem Menschen von Gemüt einen solchen, der Gefühl hat. Setzt man noch weiter hinab zum „Gemüthlichen Menschen“, so kommt zu dem Gefühl, sogar noch eine Beimischung von Gleichgültigkeit, die nichts über nimmt und fünf gerade sein läßt.

Die „Gemüthlichkeit“ als Zustand eines Menschen ist durch den Mißbrauch dieses Wortes für Empfindenleier einerseits und für Zynismus und kärisch großes Wesen andererseits, in Verruf gekommen, und man ist auf der Hut, wenn jemand als ein gemüthlicher Mensch so im allgemeinen empfohlen wird. Aber nicht nur von gewöhnlichen Leuten wird gegen die Höheit dieses Wortes gesündigt.

auch wissenschaftliche Erklärer haben gar zu oft seinen Sinn verunstaltet! Welch unbestimmte Erklärungen sind nicht von dem Gemüt gegeben worden, und noch öfter hat man ganz ohne die Ehre einer Erklärung doch im Namen des Gemüths gehandelt, weil sein Begriff sich von selbst versteht! Der Begriff des Gefühls, des Temperaments, des Bewußtseins, des Willens sogar, ist mit dem Begriff des Gemüths verwechselt worden, weil in der Tat von allem diesen etwas darin ist.

Um aber einen richtigen Begriff von dem, was Gemüt heißt, zu erlangen, ist es nötig, daß man sich den ganzen Entwicklungsprozeß des menschlichen Geistes vergegenwärtige, wie er sich vom einfachen Gefühl, als seiner natürlichsten Beschaffenheit zu sich selbst, theoretisch und praktisch zum Denken und Handeln entwickelt.

Daß wir von einem Menschen sagen, er habe Gemüt, beweist, daß wir darunter etwas anderes meinen, als wenn wir sagen, er habe Gefühl. Schon bei geringerem Nachdenken erkennen wir, daß ein Mensch mit Gemüt höher steht, als ein Mensch mit Gefühl; daraus folgt, daß Gemüt ein höherer Grad von Gefühl ist, Gefühl aber in solch höherem Grade allein kann Gemüt auch nicht sein, das merkt man gleich heraus.

Man würde in diesem Falle das Wort „Gemüt“ auch nicht anwenden, sondern dem Wort Gefühl noch eine Eigenschaft, wie etwa heftig, reiches, reines, edles usw. beilegen. Daß alle diese Eigenschaften im Gemüt vorhanden sind und sein Begriff damit noch nicht richtig gezeichnet oder erschöpft ist, erkennen wir gleichfalls an, in ihm liegt vielmehr noch eine andere Seite des Geistes erschlossen und offenbart, nämlich die Intelligenz. Wir bezeichnen den ganzen Menschen gewöhnlich mit dem Ausdruck: Kopf und Herz. Das Herz denken wir uns als den Inbegriff des Gefühls, während wir uns in den Kopf die Intelligenz verlegen. Nun aber ist Intelligenz ein fremdes Wort, das durch ein deutsches nicht leicht zu ersetzen ist und daher von manchem mißverstanden werden kann. Mit Intelligenz bezeichnet man das Produkt alles dessen, was man erlernt hat auf Grund und in Vereinigung mit der dafür von der Natur gegebenen Anlage und Befähigung. Jeder Mensch bringt ja das eigentlich geistige Wesen, welches ihn vom Tier unterscheidet, nämlich das Selbstbewußtsein, an sich mit auf die Welt; Es lebt und schlummert im Schoße des Geistes, gleichwie die emstige volle Blüte im feinen Gezweige schon dann, wenn kann die ersten Blüthenknospen sprießen und von der Blüte selbst noch keine Spur sich zeigt. Vermöge dieses Selbstbewußtseins wird es uns nur allein möglich, über die Außenwelt Kenntnis und Verständnis zu erlangen, auch ohne daß dieses Selbstbewußtsein

als solches in der ersten Zeit geistiger Entwicklung in dem gewünschten Maße für uns in den Vordergrund tritt. Der Mensch lernt vielmehr, ehe er zum Wissen über sich selbst kommt, tausend und abertausend Dinge kennen, er erlangt ein Wissen je nach dem Grade seiner Anlage und der angewendeten Mühe am Ende von dem ganzen Universum, er lernt sogar die Eigenschaften anderer Menschen, ihre Absichten, Pläne usw. gründlich und mit gewisser Leichtigkeit kennen, ohne daß er notwendig auch über sich selbst ein solches Wissen erlangt hätte. Woher kommt das? Weil das Selbstbegriffen sehr schwer ist. Wir müssen schon einen hohen Grad geistiger Willenskraft besitzen, wenn wir uns selbst zum Gegenstand kritischer Untersuchung machen wollen; es ist das die eigentliche Geburt des natürlichen Menschen zum geistigen Menschen, die Geläuterung des Menschen überhaupt.

Das Bedauerliche aber ist bei der Selbstbetrachtung, daß sie nur auf Augenblicke andauert, da wir fortwährend durch die Welt der Dinge, durch Nachdenken über dieselben, in dieser Arbeit gerast und aus ihr herausgerissen werden. Die Folge davon ist, daß so wenig Menschen klare Begriffe von sich erlangen, sich oft wenig menschenwürdig in ihren Handlungen zeigen und oft Torkeln und Dinge begehen, über welche die Welt staunt, nur sie selbst nicht, weil sie sich zu wenig erkannt haben.

Nichtsdestoweniger fordert das Vorhandensein des Gemüths, daß der Mensch diesen Durchbruch des Bewußtseins zum Selbstbewußtsein in einem sehen Zeitverhältnissen entsprechenden Grade bewirkt und daß er so sehr von sich selber wisse, wie er von anderen weiß, daß er sein inneres Wesen nur durch sich selbst kennt. Wo diese Entfaltung des Bewußtseins zum Selbstbewußtsein sich vollzieht, wo gleichzeitig auch die Welt der Gefühle gleichem Schritt gehalten mit der Welt der Kenntnisse und endlich diese beiden sich harmonisch mit einander entwickelt haben, da treffen wir als Produkt dieser beiden Seiten des menschlichen Geistes auf das, was man Gemüth nennt. Gemüth ist also die Einheit von Gefühl und Intelligenz, es hat in sich selbst seine Bildung, welche seine mannigfachen Schattierungen entwickelt. Darum spricht man von einem Menschen, der ein reiches oder ein armes Gemüth hat.

Für den Freimaurer, den Vertreter der Menschenliebe, ist eine klare Auffassung des Begriffes „Gemüth“ deshalb so wichtig, weil, wie wir alle wissen, die Menschenliebe als solche sich so recht auf die Tätigkeit des Gemüths gründet; ja, wir können sie bei keinem Menschen voraussetzen, noch von ihm fordern, wenn wir nicht die Grundlage dafür, das Gemüth, im voraus bei ihm als vorhanden annehmen. Einen gemüthlosen Freimaurer kann es nicht

geben, er muß freundlich an seinen Mitmenschen handeln, auch dann, wenn das natürliche Gefühl sich dagegen sträubt und selbst, wenn ihn im gegebenen Fall das Gebot trafe, welches in dem alten Spruch enthalten ist: „Tue auch Deinem Feinde Gutes.“



Rosenzauber.

Eine Plauderei zum Rosenfest.

Noch sind die Tage der Rosen! Allenhalben prangt in unseren Gärten die Königin der Blumen, und die Verehrung und die Bewunderung, deren sie sich erfreut, ist wohl so alt wie menschliche Kultur. Kunst und Poesie haben seit den Tagen des klassischen Alterthums die Rose verherrlicht, und von diderotischer Fama umwoben sind die Sagen, die sich an die Erschaffung der Rose knüpfen.

Finhaeon erzählt, daß die Rose aus einem Tropfen Schäum entstand, der auf die Erde fiel, als Aphrodite den Meereswellen entstieg. Der Tropfen enthielt den Samen des ersten Rosenbusches, der, erwärmt von den Strahlen der Augen Aphrodites, sofort aus der Erde schoß, um mit dem aromatischen Duft seiner Blüten die Luft zu tränken, die die Göttin der Liebe auf der Erde einathmen sollte. Der persische Dichter Firdusi läßt dagegen die Rose aus dem Schweiß des Propheten Mohammed ersprützen. Ehe der Prophet auf die Erde herabsstieg, wandelte er im Lustgarten des Paradieses umher und stand plötzlich vor dem Höchsten, der ihn mit so durchdringendem Blicke betrachtete, daß dem Propheten vor Angst der Schweiß von der Stirne rann. Als er die Schweißtropfen abrodmete, fielen einige zur Erde, aus denen Rosenbüsche erwachsen. Nach einer indischen Sage fand Wischnu, der oberste der Götter, seine Lieblingsfrau in einem Rosenkeld.

Die ersten Rosen sollen, wie der heilige Blasius zu berichten weiß, ohne Dornen gewesen sein; erst als alle sie pflücken wollten, gab ihnen die Natur Dornen als Waffen. Die Zauberinnen Thesars bereiteten aus Rosenblättern magische Liebestränke, und noch heute lebt der Glaube an die Zauberkraft der Rosen fort. Bei den alten Griechen galt die Rose überhaupt als Liebesrosel. Sie legten ein Rosenblatt auf die hohle Hand und schlugen es mit der andern faden Hand entzwei. Der mehr oder weniger starke Knall bedeutete Glück oder Unglück in der Liebe. Die Rose wurde auch als das Symbol des Schweigens angesehen, weil Cupido, der Gott der Liebe, die erste Rose dem Gotte des Schweigens schenkte, der

ihm dafür geloben mußte, niemals die Geheimnisse Liebender zu verraten.

Die Römer, die die Rose aus Egypten bekommen hatten, bereiteten ihre Rubebetten, Tische und Fußböden mit den Blüten und bekränzten sich und ihre Trinkbecher damit. Als Marcus Antonius seinen letzten Seufzer in Kleopatras Armen aushauchte, bat er sie, sein Grab mit Rosen zu schmücken. Hellogabalus, der größte Verschwender Roms, füllte seine Fischbecken mit Rosenwasser, Antiochus schlief auf einem Bette aus Rosenblättern. Die Feinschmecker Roms aber sahen eingemachte Rosenblätter als eine große Delikatesse an.

Der heilige Medardus, Bischof von Rayon, stiftete im Jahre 1538 ein Rosenfest, bei dem die jugendlichsten Jungfrauen Tugendpreise erhielten. Der Sultan Saladin weigerte sich, in das im Jahre 1118 eroberte Jerusalem einzuziehen, ehe nicht die Wände des zu einer Moschee verwandelten Tempels mit Rosenwasser gereinigt würden. Nach Mohammed II. ließ nach der Eroberung Konstantinopels (1453) die Hagia Sophia mit Rosenwasser zur Moschee weihen. Der Papst pflegt an einem bestimmten Sonntag jeden Jahres eine goldene Rose zu weihen, die Gottes Himmeltür bezeichnet und Steine zu Brot, Brot zu Rosen verwandelt soll. Diese Zeremonie stammt aus dem 11. Jahrhundert und ist von Papst Leo IX. eingeführt. Die geweihte Rose verschenke der Papst früher an Fürsten, die er für die Kirche gewinnen wollte. Der Sonntag vor der Zeremonie wird Rosensontag (*domenica in rosa*) genannt.

In der Geschichte Englands hat die Rose eine blutige Rolle gespielt. Der anno 1455 entflammte Krieg zwischen Heinrich IV. aus dem Hause Lancaster und dem Herzog von York lehrte als der Krieg der weißen und roten Rose fort. Martin Luther hatte in seinem Siegel eine Rose, und König Edward II. von England ließ seinen Goldmünzen eine Rosenblüte aufprägen. Marie Antoinette, die unglückliche Königin von Frankreich, liebte die Rosen leidenschaftlich.

In der Pflanzenwelt gibt es also keine Blume, die sich solcher Geschichte rühmen kann wie die Rose. Nicht von ungefähr führt sie den Namen „Blumenkönigin“, sie war von uralter Zeit Infolge ihrer herrlichen Blüte jene Pflanze, die Kultbedeutung hatte, angefangen von jenen vorchristlichen Zeiten, da die Tschudengräber geschaufelt wurden, bis in unsere Tage, wo durch fromme Hände die Perlen des Rosenkranzes gleiten. Wir haben gegenwärtig die hohe Zeit der Rose. Sie glüht und blüht in Gärten und auf Promenaden, sie blüht in Hefken und auf Bergen, sie duftet jetzt überall, wo Sinn und Liebe für Blumen und Pflanzen vorhanden ist. Auf

Schritt und Tritt begegnet uns jetzt in den Straßen der Städte die Rose, ihr gehören ja die Monate der warmen Jahreszeit. Wer sich in die Geschichte der Rose und des Rosenkultus vertieft, wird seltsame und wunderbare Zusammenhänge dieser Pflanze mit dem Leben der Völker finden, der wird beobachten, daß diese Blumenkönigin nicht nur, wie allgemein angenommen wird, der Freude und dem festlichen Treiben zu dienen hatte, daß die blutfarbene Purpurose auch oft als Zeichen des Todes galt. Gerade die urälteste Überlieferung des Rosenkultus erwähnt die Rose jener Tschudengräber, die bis 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückreichen. Keine Blume hat aber auch so viele und bedeutende Dichter und Verherrlicher gefunden wie die Rose. Zu Herodot und Homer gesellten sich Propheten und Psalmisten, die Dichter des Mittelalters und der Neuzeit, Welt und Kirche, Thyron und Bhar priesen allezeit das Lob dieser seltenen Blume, die schließlich in Fürstengewappen Aufnahme fand und für alle Zeiten von der stolzen Alhambra genau so ehrwürdig grüßt, wie vom Rupprechtshau des Heidelberger Schlosses. Kann es da wundernehmen, daß sich der Aberglaube gerade die Rose für seine Zwecke auserkor und sie in algermanischen und griechischen, römischen und mittelalterlichen Sagen in immer neuer Weise zu verherrlichen weiß?

Und doch kennt die Geschichte auch weltbedeutende Namen, deren Träger Rosen nicht sehen konnten, ohne Abstreifen und Eikel zu empfinden. Nur einen Namen will ich herausgreifen: Maria von Medici. Niemand aber verrät man uns, warum diese Frau eine geschworene Rosenfeindin war. Da versteht man eher jene Geschichten, die davon künden, daß berühmte Männer und Frauen den Rosentod suchten, das heißt vom Dufte eines Rosenmeeres sich betäuben ließen, wie es uns von jenem eigenartigen Chevalier von Guise berichtet wird. Wer Zeit und Lust und Gelegenheit hat, mag in der Geschichte der Breslauer Bissöfe nachblättern, er wird auf einen Bischof Laurentius stoßen, der unter Rosen gestorben ist. Die Nacht vor seinem Tode hatte dieser Kirchenfürst sein Schlafgemach mit Rosen übersäen lassen, am andern Morgen lag Laurentius bled und kalt auf den noch immer duftenden frischen Rosen. Hellogabal aber, jener Sproß aus dem Stamme des Varius Marcellus, besaß die grausigste Linnenschlichkeit, eines Tages nach prunkendem Mahle seinen Gästen den Tod dadurch zu bereiten, daß er Rosen über Rosen auf die Geladenen herniederrögen ließ. Alle Ausgänge waren vorher versperrt worden, so daß niemand diesem Rosentregen enttrinnen konnte und alle, unter Rosen den Erstickungstod fanden. Diese Tat war dem Haupte jenes römischen Kaisers entsprungen, der sich Gott der Schönbeit

und Sonnengott nannte, der auf dem Palatinischen Berge in einem eigens errichteten Tempel Sonnenkult mit ausschweifender Pracht beging und alle Götter zugunsten der Sonne entthronte. Was aber war letzten Endes aller Sonnen- und Rosenkult dieses Enkels einer durch ihren Ehrgeiz berüchtigten Julia Mäsa, unter deren Einfluß Hellogabal ja seine Jugendjahre verlebte hatte? . . . Allein der Massenmord geladener Festgäste durch einen Rosenregen sagt uns, daß Hellogabal dem römischen Kaiserthron entwürdigte, daß seine Regierungszeit mit sinnloser Schwelgerei und maßloser Auschwweifung ausgefüllt war. Der Sonnenkönig fand als verstümmelte Leiche, von Faktionären ermordet, im Tiber sein Grab.

Man vergißt aber bald diese grausige Rosengeschichte eines unmenschtlichen Kaisers, wenn man in der Weltliteratur nachblättert und kaum eine Seite aufschlägt, ohne nicht ein Loblied auf die Rose zu finden. Als Romeo seine Julia umschwärmte, da ist die Rose heimliche Zuschauerin und hört die Treuschwüre, die der Minneprobe seiner Liebsten ins Ohr flüstert. Als Heloise in Abhards Liebeschule ging, da wußten die Rosen jenes Gärtleins, in dem die beiden sich trafen, um das Geheimnis. Wer weiß heute noch von Abhards Minne zu Heloise? . . . Und doch ist es vielleicht eines der tragischsten Liebeskapitel weltberühmter Männer. Ihlens größter lyrischer Dichter, Francesco Petrarca, der mit Dante das Verbannungsschicksal tragen mußte, spielt er nicht auch im Rosenkult eine gewisse Rolle? Auch Petrarca war wie Abhards Priester, aber trotzdem in heißer Liebe entbrannt. Petrarcas Himmels auf Erden hieß Laura. Welche symbolische Bedeutung hat man nicht schon im Laufe der Jahrhunderte der Rose zugeschrieben? Die weiße Knospe vergleicht man mit der Unschuld, zuweilen aber auch mit jungem, neu geborenem Menschenkind. Die rosafarbene Rosenblüte ist das Zeichnen der Bräutlichkeit, wo die Geliebte unter dem ersten Liebeskusse in zarter Mädchenschöne errödet. Die blutfarbene Rose ist die Leidenschaft, von der es heißt: sie „brennt heiß in der Brust“. Diese Purpurrose spielt in dem Weihenbuche eine Sonderrolle. Unzählig ist die Schar der menschengewordenen, blutfarbenen Rosen jener Liebesköniginnen voller Ranken und Tüdel, jener Bühlerinnen auf Königsthronen, aber auch jener Völkerehelfinnen, um deren Willen bewaffnete Männer zu blühigen Schlachten auszogen, um deretwillen der Bruder den Bruder, der Schwager den Schwager niederstach.

Zwischen Weiß und Rosa, Rot und Purpur aber liegt noch eine Rosenfarbe, jene trügerische Gelb, das wie Gold leuchtet und doch auch an die Herbeheit der Zitrone gemahnt. Die gelben Rosen sind die begehrtesten, dabei versinnbildlichen sie im Rosenkult Neid

und zehrende Eifersucht; das ist darauf zurückzuführen, daß die ursprünglichen gelben Rosen verpöbt waren, denn so schön sie ausahen, so ekelhaft war ihr Geruch, der dem zerdrückter Wanzen ähnlich. Erst die Rosenkultur hat der gelben Art den blühenden Geruch genommen und sie zur kostbarsten Rosenart umgewandelt. So ist denn die Rose Zeichen aller Grazien und Mäsen, ist Verkörperung der Schönheit selbst. So kam von selbst die Blumenkönigin in den Lebens- und Liebesgenuß der Menschen, wiewohl sie als Gairlande um die Partale zum Willkommengruß, zierte die Tafel Schmüssender, wurde im Christentum als Zeichen des Martyriums zum Rosenkranz gewunden und wurde so auch Verkünderin des Todes. Kam in ihrer bescheidenen Form als Hedenerose auf Grabhügel, nachdem sie Frühlingstagen der Germanen Siegerin über den kalten Tod Winter gewesen war. Und heute erndlich ist uns die Rose schlechthin die Blume, passend für festlichen Zweck, für festliche Tafeln und frohe Gelage, für Willkommen wie für Abschiedsfeiern, für Leben und Tod.

Den Dichtern der Weltliteratur aber war, ist und bleibt die Rose Lebensbelabung und Lebensstrende, angefangen von Homer bis Schiller und Goethe, von Herodot bis zu Heine. Und Heine, der Spötter und Gyniker, hat wohl der Rose das herrlichste Lied gesungen mit den zwei Zeilen:

Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen!

China und Japan sind wohl die Heimatländer der Rose, die sich im Wandel der Zeiten die ganze Welt erobert hat und heute etwa 4000 verschiedene Riten aufweist. Eigene Rosenzüchtereien in Dresden und Frankfurt am Main, in Berlin, Hamburg, San Remo und Gert, in Nauborn, Potsdam, Trier und Köstritz sorgen dafür, daß immer neue Züchtungen geschaffen werden und zum Rosenkult sich ausgedehnteste Rosenkultur gesellt. Daß die Rose auch wirtschaftlich für Deutschland vor dem Kriege ein recht bedeutender Faktor war, sagt uns die Tatsache, daß der Rosensport aus Deutschland jährlich rund 15 Millionen Mark betrug. Daß die Rose zu Öl- und Arzneizwecken benützt wird, ist wohl allgemein bekannt, das aber werden nur die Wenigsten wissen, daß die Blätter der Marchal-Niel-Rose zu Bowlezwecken benützt werden und daß die Schnupftabakfabrikation eingesalzener Rosenblätter nicht entbehren kann. Und das Kurioseste ist, daß zerstampfte Rosenblätter zur Herstellung künstlicher Perlen begehrt sind. Wer von Rosen spricht oder über Rosen schreibt, der kann jenen Rosenstrauch auf dem Domfriedhof in Hildesheim nicht vergessen, der wohl der deutsche

Urtosenstrauch genannt werden muß, denn an die zweihundert Sommer blüht er schon; seine Aushläufer bedecken eine Fläche von 13 Quadratmetern. Der größte Rosenstoch Europas ist in Toulon zu finden, sein Blütenreichtum erstreckt sich alljährlich auf rund 50000 Knospen. In Freiburg im Breisgau aber blüht eine Teerose, die, obwohl erst 1881 gepflanzt, heute schon an die 10000 Blüten treibt. Das ist die deutsche Konkurrentin der Touloner Rosenschwester. Welchen Umfang die Rosenkultur allein in Europa seit jenem Tage genommen hat, da Robert v. Brie zur Zeit der Kreuzzüge die Damaszener Rose nach seinem Schlosse Provins in der Champagne brachte, ist allgemein bekannt. Seitdem haben Frankreich, England und Deutschland in friedlichem Wettbewerb die Rose in allen Formen und allen Arten gezüchtet; während Frankreich in der Rosenkultur schon um 1800 unter der Kaiserin Josephine den Höhepunkt erreichte, England erst später folgte und in seiner Gärtnerei Hertfort Rosenmuskulturen anlegte, hat Deutschland nicht temporär, sondern planmäßig und zielbewußt die Rose kultiviert und in systematischer Züchtung von Neuheiten unstrittig Frankreich und England längst überflügelt. Zur Förderung der Rosenkultur wurde in Deutschland 1885 der Verein deutscher Rosenfreunde mit dem Sitz in Trier gegründet und Rosenkulturen geschaffen, wie sie außerhalb Deutschlands kaum anzutreffen sind. Schließlich erhielt die Königin der Blumen in Deutschland auch ihre eigene Zeitung, „Die Rosenzeitung“. Ob diesem Organ der Krieg ein Ende gemacht hat, ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß trotz Krieg und Kriegenöten dem Deutschen die Liebe zur Rose Herzensbedürfnis geblieben ist und bleiben wird, so lange es ein deutsches Gemüt gibt, denn Rose und deutsches Gemüt gehören unzertrennlich zusammen, wie Friedrich Rückert singt:

Der hat in ihrem schönsten Glanz die Rose nicht gesehen,

Wer nie die Perle des Gefühls ihr sah im Auge stehn! . . .



Spinoza.

Von Br. Krickberg-Hannover.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam den Glaubensinteressen trotz der die Neuzeit kennzeichnenden Loslösung von den Religionsverhältnissen des Mittelalters eine eigentümliche Bedeutung zu. Wohl war die unbelvollste Periode der Glaubenswirkungen mit ihren blutigen Greueln, wo der Glaube mit dem nackten Leben selbst auf dem Spiele stand, bereits vorüber und die viel-

umstrittene Glaubensfreiheit, wenigstens innerhalb bestimmter Bekennnisformen, endlich zu Recht anerkannt. Ebenso hatten wirtschaftliche und politische Interessen durch ihren mächtigen Einfluß eine hohe Geltung für menschliches Tun und Streben erlangt. Aber der Glaube an sich, gleichviel ob mit oder ohne Höflichkeit von Rom, wurde noch als die vornehmste Lebens- und Kulturangelegenheit angesehen. Auf katholischer wie auf protestantischer Seite stand eine auf das Gedehnen und die Macht ihrer Kirche vastos bedachte Hierarchie an der Spitze, unauflösbar gegen Andersgläubige, bereit zu Grausamkeiten und Gewissenslosigkeiten, wie es die Hugenotten und drüben auch nach den Religionskriegen fortdauernden Ketzer- und Hexenverfolgungen zur Genüge kund tun.

Auch das Glaubensbedürfnis innerhalb der verschiedenen Gemeinden erhob den Glauben selbst und seinen Inhalt zu einer der wichtigsten Seelenkräfte im Anspruch nehmenden Erstreben, die im Ausblick auf eine künftige bessere Welt mehr als reichen Ersatz für alle Mühen und Kümmernisse des irdischen Lebens bot. Auch da, wo das Leben gar wenig von den Mühsalen und Entbehrungen berührt war, wo selbst eine solche Beteiligung an den Vorteilen des irdischen Daseins erlangt war, daß sie einer ernstlich dem Himmel zugewandten Glaubensrichtung unstatthaft erschienen, mochte man keineswegs auf die von der Kirche verkündeten Wohnen des Jenseits verzichten. Der hierzu nötige Ausgleich zwischen dem Diesseits und dem Jenseits wurde von der Hierarchie mit einer Taubensanftmut und Schlangenklugheit vermittelt, daß das Hegen jeder anderen Überzeugung als der kirchlich vorgeschriebenen gar leicht als Huzdruck einer böswärtigen Gesinnung angesehen wurde.

Diesem Husehen der Glaubensinteressen und ihrer Vertreter entsprach auch die Stellung der Theologie zu den Wissenschaften. Die damals beliebte Unterscheidung zwischen heiliger und profaner Wahrheit deutet auf den Vorzug, den sie als die vernünftlich rechtmäßige vor den nur geduldeten Emporkömmlingen beanspruchte. Die Theologie hatte es mit den „höheren, ewigen Wahrheiten“ zu tun, das Wissen war für sie Mittel; das auf das Ergreifen der vergänglichsten und niedrigen Dinge gerichtete Forschen mit dem Wissen als Selbstzweck galt als gering, weil ihm Irrtümer und Fehlgriffe nicht erspart blieben. Absoluter Respekt vor den „ewigen Wahrheiten“ war durchaus geboten. Medizin und Rechtswissenschaft, Pflanzkunde und klassische Philologie waren bei ihrer Betätigung innerhalb der unabwiesbaren Bedürfnisse der Alljährlichkeit ersten Kollisionen mit der Theologie weniger ausgesetzt. Wie stand's aber mit der Naturforschung, die einstweilen nur auf den bescheidenen

Fachteil der Mathematik und der ihr untergeordneten Astronomie und Physik eingestrichelt war?

Hier wirkte das ergreifende Schicksal eines Giordano Bruno und eines Galilei nach, über Probleme des Weltalls und der biologischen Verhältnisse verlangte die Theologie das letzte Wort. Sie hat es behalten, solange die Forschung unter dem Einfluß des allgemeinen Glaubensbedürfnisses es darauf anlegte, ihre Ergebnisse als mit den Heilswahrheiten übereinstimmend darzulegen und jede irgend mögliche Abweichung von ihnen als verfehlt und verworfen hinzustellen.

Selbst große Denker zu Beginn des 17. Jahrhunderts, die durchaus als Mitbegründer einer modernen Weltanschauung angesprochen werden müssen, machten gewisse Konzessionen an die theologisch-dogmatische Denkweise der Mitwelt. So Bacon: Er spricht von der heiligen Theologie, dem Kulminationspunkte des menschlichen Geistes, dessen Hafen und Ruhesitz. Er erklärt ausdrücklich: Wie man dem göttlichen Gesetz ungeachtet des Widerstrebens seines Willens, zu gehorchen habe, so müsse man auch dem Worte Gottes, ungeschriet des Sträubens der Vernunft glauben; denn je absurder und ungläublicher ein göttliches Mysterium erscheine, desto größere Ehre erweise man Gott, indem man es glaube. Auch Hobbes, der unerschrockene Verkündiger einer durchaus mechanischen Auffassung der Natur, der zuerst die Grundzüge Galileis auf das Gesamtgebiet empirischen Wissens übertrug, erwies dem allgemein herrschenden Glaubensbedürfnis die schuldige Reverenz in der an jeden guten Bürger gestellten Forderung, der von staatswegen anerkannten Religion und ihren Satzungen den nützlichsten Gehorsam zu erweisen, wie er ihn den Landes- und Staatsgesetzen selbst schuldet. Selbst Descartes, Er, der die Scholastik von den öffentlichen Lehranstalten verdrängte, er, der an sich selbst die Unverträglichkeit der ihm am Jesuitenkolleg beigebrachten Scholastik mit dem immer bedeutender werdenden Ergebnissen der Forschung erprobte, Descartes, der die Erkenntnis von der freien Tätigkeit des Bewußtseins allein abhängig machte und von hieraus als Forscher die Lehre über den Zusammenhang und das Kräftepiel der Welt entwickelte. Dieser Hauptförderer der Wissenschaft seines Zeitalters, für den es nichts gab, als strenge Ursächlichkeit, hat doch in den Erörterungen über die Gottheit und das Verhältnis von Leib und Seele eine Reihe scholastischer Probleme aufgenommen und seine Lehre dem theologischen Geiste des Zeitalters anzupassen gesucht.

Seine Lehren hatte er ursprünglich in einem Werke entwickelt, daß er „le monde“ betitelt hatte. Als er im August 1663

von der Verurteilung Galileis hörte, zog er sein Buch aus der Druckerei zurück, Klugheit und rein persönliches Bedürfnis waren es ihm, mit der Kirche in gutem Einvernehmen zu bleiben, mit der Kirche, deren erhabene Wahrheiten er niemals zu beurteilen sich erdreiste, weil dazu ein mehr als menschlicher Getz gebühre.

Die Abkehr Descartes von der Scholastik ist in folgerichtiger Würdigung ihrer Grundbegriffe nun ausgesetzt durch Spinoza. Wenn man in den gelehrten Streitigkeiten von Ende des 17. Jahrhunderts bis weit hinein in das folgende von Spinozismus spricht, um jede gegnerische Behauptung zu entkräften oder zu verdrängen, so beruht dies vornehmlich auf der tatsächlichen Gemeinschaft der aus Descartes Lehre stammenden Falschheiten, die bei Spinoza zu voller Konsequenz gebracht waren. Dieses System Spinoza, das gelegt in seinem Hauptwerke der Ethik, ist wohl, wie man gesagt hat, wie ein kunstvolles Sakramentshäuschen durch den vielverschlungenen Gang seiner Argumentationen einen fesselnden, schwer zu bewältigenden Zauber aus. Die Terminologie, die schwerfällige Ausdrucksweise, versetzt uns in eine uns fremde Welt. Spinozas Bedeutung für uns liegt nicht in den Ergebnissen seiner philosophischen Tätigkeit. Sein Wirken hat aber doch einen allen Wandel überdauernden Wert, ist vom Standpunkte der Gesamtentwicklung der Menschheit außerordentlich hervorragend. Und warum? Spinoza zeigt Bekennernmut: Er zieht in dem entscheidenden Zwiespalt die letzten Konsequenzen. Während alle seines Zeitalters bei dem Bemühen um wissenschaftliche Erkenntnis zugleich noch dem Glaubensbedürfnis entstammende Vorstellungen und Anschauungen festhalten wollen, gibt er sich nur dem Erkennen hin. Während die Mitwelt aus Rücksicht für die Ansprüche der Theologie den entstandenen Zwiespalt durch die Unterscheidung höherer, unbedingt gültiger und niederer Wahrheiten zu überbrücken sucht, war es Sp. einleuchtend, daß ein Widerstreit, wie er bestand, einen Ausgleich nicht zulasse. Daß es nur eine Wahrheit gibt und daß diese ihre Richtschnur in sich selbst habe und nicht in Glaubenssätzen, die nach dem Standpunkte des jeweiligen Bekenntnisses unter sich um das Vorrecht der Wahrheit streiten, daß dies ausgesprochen und von ihm richtig bekannt ist, erhebt Sp. über seine Zeitgenossen und gibt ihm seine Größe. Mit den Ergebnissen seiner Philosophie wurzelt Sp. ganz und gar im Bildungsstande seines Zeitalters, mit seinem eigentümlichen Wirken aber, mit dem Treibenden in seinem Denken, trat er über die Mitwelt hinaus und blieb ihr unverständlich. Einsam und verkannt mußte er bleiben, ohne Anhang, außerhalb jeder Gemeinschaft, ging er allein seinem Wahrheitsdrange nach. Ein ganzer Charakter, der sein ganzes

Selbst für seine Überzeugung einschulte, konnte er allem Ungemach des Lebens gegenüberstehen, bedurfte er keiner Bestimmung oder Aufmunterung, war er sich bewußt, der Entwicklung seines Zeitalters eine wesentliche Förderung verliehen zu haben.

Der äußere Verlauf seines Lebens umfaßt die mittleren Jahre des 17. Jahrhunderts. Kindheit und Jugend fallen in die zweite Hälfte des großen Religionskrieges und in die gleichzeitige, ebenfalls der Gewissensfreiheit wegen starrhabende englische Staatsumwälzung. Seine Lebjahre kommen auf die für das Gedeihen der Niederlande überaus günstigen fünfziger und sechziger Jahre. Das Jahrzehnt seines Mannesalters fällt in die Zeit der beginnenden Vorherrschaft Ludwig XIV., dessen Gewaltanleihen gegen die niederländische Republik Sp. noch als Augenzeuge wahrnehmen und beurteilen sollte; den für seine Heimat glücklichen Abschluß dieser Feindseligkeiten hat der Philosoph nicht mehr erlebt. Spinoza, geboren am 24. November 1632, entstammte einer aus der Pyrenäen-Halbinsel eingewanderten jüdischen Familie Amsterdams. Zum Rabbiner bestimmt, erhielt er seine erste Ausbildung von einem berühmten Talmudkennner. Diese seine erste geistige Nahrung befriedigte ihn jedoch auf die Dauer nicht. Er lernte Latein in dem Hause des humanistisch gebildeten Arztes und Feindlers van den Ende und studierte die christlichen Scholastiker. Das Studium Descartes und der Naturwissenschaften vollendete den Bruch mit der Synagoge, den man umsonst durch Bestrafung und Drohung, selbst durch einen Mordversuch zu hindern suchte. Am 27. Juli 1656 wurde feierlich der große Bann über den 23jährigen Jüngling ausgesprochen. Er begnügte sich mit einem in spanischer Sprache geschriebenen Protest. Einer anderen religiösen Gemeinschaft schloß er sich nicht wieder an. In ländlicher Stille oder in kleinen Orten Hollands, erst in den letzten sechs Jahren auf Bitten seiner Freunde im Haag lebend, bildete er nun seine Lehre aus, bei aller Zurückgezogenheit doch nicht ohne Verkehr mit gleichgesinnten Freunden und Korrespondenz mit einer Reihe von Gelehrten. Seinen Lebensunterhalt gewann er zum Teil durch das Schließen optischer Gläser, was bei seiner schwindsüchtigen Anlage wahrscheinlich seinen frühen Tod (21. II. 1677) befördert hat. Geldgeschenke seiner Freunde, ebenso einen Ruf an die Heidelberger Universität lehnte er, um seine philosophische Unabhängigkeit zu wahren, standhaft ab. Er lebte erhaben über irdische Ehren und Glücksüter, ohne Bedürfnisse, aber voll heiterer Ruhe, voll Milde und Wohlwollen gegen andere und Strenge gegen sich selbst. Die Reinheit seines Charakters haben selbst seine wütendsten Gegner nicht anzuzweifeln gewagt. (Schluß folgt.)

Dur für Bundesmitglieder:

„Sonnenstrahlen“

Organ des F. Z. N. 5., alle Jahrgänge mit Ausnahme des vergriffenen ersten zum Preise von je Mk. 3.50.

Dur für Bogen und Kränzchen:

„Vetr. Mitteilungen“

über Geschichte und Entwicklung des Bundes, alle Jahrgänge zum Preise von je Mh. 3.—

gefunden gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme zu beziehen von Gustav B. h. Sorge, Dürnbürg, Döblerstraße 3.

„PHOENIX“

Blätter für lokalpatriotische Feuerbestattung und verwandte Zweige

herausgegeben vom Vereine der Freunde der Feuerbestattung

„Die Flamme“ in Wien.

24. Jahrgang.

Erscheint in der Stärke von 16 Quartseiten, meist mit schönen Abbildungen von Krematorien, Kolonien, Eisenbahnen etc. etc.

12800 garantierte Auflage.

Durch den „Phoenix“ werden die Freunde der Feuerbestattung fortwährend über alle diesen Gegenstand betreffenden Verordnungen auf dem Laufenden erhalten.

Bezugskosten samt Zustellung ganzjährig Kr. 4.80 = Mk. 4.— = Fr. 5.—. Für Vereine bei Abnahme einer größeren Anzahl bedeutende Ermäßigung.

Einzelnummern: Ganze Seite 140.—, halbe Seite 75.—, viertel Seite 40.—, achsel Seite 25.— Mk. Die vergrößertere Nonpareille-Zelle Mk. 0.30. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt.

Belagen bis 25 g pro Millie Mk. 20.—

Prebenummern auf Verlangen kostenfrei.

Schriftleitung: Wien VII/2, Siebensterngasse 15a.

Inseraten-Bureau: Wien VII/2, Heugasse 62.